

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 176

Mittwoch, den 11. August

1920

Der Puppenspieler.

Kriminal-Roman von
Karl Köster.

Verbreitung durch die Verlage. Nachdruck verboten.

„Was er mit mir auseinanderetzte und berichtigte, das waren Einzelverbrechen — ganz verschiedenartige fahne Geistesdelikte — die heute hier und morgen dort verübt worden waren. Vorkommnisse, denen der alt trübsige Verstand kaum einen Zusammenhang zurechnen konnte, die nur dadurch besonders auffielen, daß sie zeitlich beinahe alle sich im Verlaufe des letzten halben Jahres abspielten, daß sie ohne Ausnahme aufs Große gingen, also bedeutende Objekte betrafen, und daß sie durchweg eine ganz ungewöhnliche Schaulust und latibulartige Berechnung in der Anlage aufwiesen. Zum großen Teil waren die Anschläge geclüßt, und reiche Beute war den Gwamern in einer ganzen Anzahl von Fällen in die Hände gefallen. Aber all diese wohlgeleitungen Verbrechen hatten, wie gesagt, bis auf die Schaulust und ganz auffallend unwillige und keine Berechnung, mit der sie angegriffen waren, eigentlich nicht Gemeinsames. Es war, wie mir der Polizeirat Franz sagte, mehr eine Gefährlichkeit von ihm als eine mit viel Gründen vertretbare Ansicht, wenn er die ganze Zahl der Fälle doch immer wieder wie etwas Zusammenhangs überhäuht. Er hände damit auch im Gegensatz zu seinen Beamten, die bisher mit den einzelnen Fällen und ihrer Klärung betraut gewesen waren — denn sie alle wären der Überzeugung, daß es sich wohl um eine Reihe schwerer Delikte handelte, daß diese aber durchaus als Einzelverbrechen ohne Zusammenhang miteinander zu betrachten wären. Auffällig war allerdings auch diesen Herren, daß die Verbrechen durchweg von einzelnen Personen ausgeführt waren, die ohne Genossen oder Hilfskräfte gearbeitet hatten, und die, soweit sich das aus den Dokumenten der Verbrechen erkennen ließ, trotz der feinen Plananlage doch keine Verbrechen, vielmehr in manchen Fällen geradezu Dilettanten des Verbrechens waren. Die Tatsache, daß man es hier auch in den gelungenen, nicht entlarnten Fällen nicht etwa mit einer und derselben Persönlichkeit, sondern mit einer ganzen Anzahl von Verbrechern zu tun hatte, war durch Vergleichs juristisch-gewöhnliche Fingerabdrücke, Fußspuren und sonstiger Anhaltspunkte deutlich erwiesen.“

„Ich unterbrach den Polizeirat mit einer Frage: „Sie glauben also an eine Art Bandenbildung? — Sie glauben, daß all diese Leute durch eine verbrecherische Gemeinlichkeit zusammen gehören?“ „Der Polizeirat hob die Achseln, ein unentschiedener Zug stand um den sonst so energiegelassen Mund.“ „Bandenbildung! — Wieher Plant, Sie wissen, mit wie viel Vorzicht wir Kriminalisten das Wort gebrauchen müssen. Ob ich das, was ich hier beobachte, so nennen kann — ich weiß es nicht. Ich sehe hundert Hände — und sehe einen Kopf, der hinter den Verbrechen dieser hundert Hände steht! Aber kann ich darum sagen, daß ich hier eine regelrecht organisierte Bande vor mir habe? Gewiß! — Ich würde mir heute noch die Jahreszahl 1800 oder wären die Zeiten längst vergangener Räuberromantik noch lebendig, ich würde dieses Wort gebrauchen — trotz allem, was in jedem der vorliegenden Einzelfälle dagegen spricht. Ich würde überlegen, ob ich nicht doch eine Bande gebildet haben könnte, die das Gedeihen der Verbrechensarbeit jeden einzelnen ihrer Mitglieder mit ganz unerschütterter Schärfe zur Pflicht gemacht hätte, eine Bande, die

ihren überlegenen Führer in blindem Gehorsam ergeben wäre —

„Der Polizeirat schüttelte plötzlich den Kopf und hielt sich ein in seiner Wanderung durch die Stube. Aber das sind ja alles Phantastereien! Ueber die Zeit solcher Romantik sind wir gründlich hinaus, und aus dem Holz, das ehemals die Bandenführer gab, wachsen heute die genialen Einzelverbrecher! Für Banden ist kein Platz mehr in unseren Polizeistaaten, die moderne Kriminalistik hat solchen Getriebene den Boden entzogen! Und denken Sie doch selbst, Plant — hier in Wien! — wo wir doch jeden halbwegs talentvollen Verbrechen kennen, wo wir in diesen letzten Jahren das ganz zweifelhafte Beobachtungsmaterial gesiebt und wiederum gesiebt haben wo wir jetzt einen Überwachungsdienst organisiert founten, der musterhaft genannt werden kann — wo sollte denn da etwas wie eine Bande existieren können!“

„Und die Leute, die man selbstenommen hat, warf ich ein, diese Menschen, deren Verbrechen Ihnen zu dieser letzten Gruppe von Delikten zu gehören scheinen, läßt sich aus denen gar kein Hinweis ableiten, und vielen denn die gar keine Anhaltspunkte für irgendwelche Schlüsse?“

„Der Polizeirat ging wortlos zu einem Aktenbündel, nahm einen über spamböhen Stroh von Allen, die in blauen Pappmappen lagen, aus einem der Fächer und legte den vor mich hin auf den Tisch.“

„Da, lieber Plant, bedienen Sie sich! Da haben Sie eine unterhaltliche Lektüre für die nächsten Tage! Mer eines kann ich Ihnen gleich sagen, wenn mit die unentlarnten Fälle — die Fälle, in denen uns die Herren Verbrecher entkommen sind — tatsächlich erscheinen — diese hier — die Teil der Tat erlappten oder nachher selbstenommen, jnd's mir noch mehr! Schon ein Blick auf die Namen und Verufe der Leute, die Sie da bestimmen finden, wird Sie können machen — ja, lesen Sie mir, Hermann Smoboda, Zivillingenieur — Elze Singer, Kantoristin — Karl Dingler, Baubeamter — und so weiter, und so weiter! Alles Menschen aus guten Kreisen, zum Teil aus den besten Familien. Alles Leute, von denen keiner noch jemals irgend eine Vorstrafe gehabt hat oder mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gekommen wäre — also alle keine Berufsverbrecher, und doch alle Teil irgend einen schweren Verbrechen gegen fremdes Eigentum erstappt! Und dann, wie sich die Herrschaften bei ihrer Festnahme und nachher beim Verhör benehmen — wie Amber und wie Beirantene! Wahrhaftig, lieber Plant ich stehe jetzt seit sechsundzwanzig Jahren im Sicherheitsdienst! — aber diese Szenen, wie ich sie da mitangehen habe — —

„Die Klingel des Telefons begann jurend und schill zu hämmern und unterbrach die Rede des Polizeirats.“

„Der nahm die Höröhale an das Ohr.“

„Der Polizeirat Franz — wer dort?“

„Eine Pause. Ganz still war es im Zimmer, aber die Gestalt des Polizeirats straffte sich, und ein helles Rot der Erregung stieg ihm in die Stirne.“

„Wie? — Wie, noch einmal —

„Alles war Kaufen und Erwarung an dem Manne, und auch ich horchte auf, obwohl ich natürlich nichts von dem verstehen konnte, was der Partner des Polizeirats sprach. Nur ein ganz leises, diehnen klingendes Kaufen ging von dem Apparat aus und drang herüber bis zu mir.“

„Dann aber klang aufs neue die Stimme meines Vergehens.“

„So? — Im vierten Bezirk? — Und Sie haben den Mann dort fest?“

„Weder Schweigen. Nur das leise metallische Kaufen.“

einmal: „Da ist der Knoten!“ (im Sinne unserer Lebensart: da liegt der Hake im Pfeffer!) Ueberhaupt war früher das Wort Knoten viel gebrauchter als heute. Manche Reife haben sich allerdings noch erhalten. Die Handwerkerzünfte und Handlungsbücher wurden von den Studenten Knoten genannt, und auch heute nennen wir wohl einen ungeheueren, schwerfälligen Kerl einen Knoten. Früher sprach man auch von dem Knoten am Fuß und meinte damit die Ferse und den Knoten an den Fingern. Das Wort Wacksknoten ist allerdings heute noch üblich und entspringt der naiven Vorstellung, als sei ein Knoten gelöst und damit dem Wachstum des Kindes freier Lauf gelassen. Der Ausdruck „Knoten“, das Sündelheitsmaß der Schiffe, geht zurück auf eine Markierung in der Loge. Vielesab gebrauchen wie sogar Ausdrücke ohne zu ahnen, daß sie sich von dem Worte Knoten ableiten: Knoll, Knute, Knittel, Knudel, Knudel — in all diesen Ausdrücken ist, wenn auch nicht so leicht entzifferbar für den Laien, das alte Wort: „Knoten“ enthalten.

An eine alte Araberin.

Von
Karin T. Wegner.

(Nachdruck verboten.)

Eines Morgens ging ich durch die Straßen von Aleppo. Die ganze Straße rund über den Häusern, da sah ich eine alte Araberin über die Gasse gehen. Ihr zerlumptes Gewand hing lose um den breiten Körper und hinter dem zurückgebliebenen Schleier flatterte in langen Strähnen ihr ungepflegtes Haar. Ich blickte ihr nach, wie sie schwerfällig durch den verwahrlohten Grund der Straße schritt, mit ihren niedergetretenen Schuhen, von deren Sohlen die bloßen Füße herabglitten, in dem tiefen Staub versankten und dachte: Da sollst ich sein wie der erwachende Morgen, wie der Tag, der sein rosengefärbtes Gesicht über den Rand der Steppe erhebt; deine Haare weich fein und glänzend, und deine Brüste fruchtbar wie ein milchgebendes Euter, die Mahnung und der Reizung vieler Geschlechter. Du sollst die Gedärten von Menschen sein, von jungen und starken Männern, die auf ihren Schultern das Glück dieser Städte tragen, schlant und besende, die Gasse im Strömung zu erreichen. Mide und kraftvoll sollst du sein, glückselig wie ein Kalkler Pferd, wenn aus der Wüste die Karawanen heimkehren, aus den Herbergen der sanfte Laut der Kamelglocken klingt und das Wiederklingen der schlafenden Tiere, und aus dessen ungeschicktem Auge der Friede kauft.

Aber du bist nichts als ein alterndes Kattier, das jeden Abend und Morgen seinen Weg zum Brunnen trottet, das auf seiner gebeugten Schulter den thürnen Wassertrug schlepp, Steine und Reisigbündel. In deinen stigen Haaren kehrt der Schwitz deiner Gesicht und deiner Hände und deine Brüste hängen lose herab wie ein gealterter Hengstschwand. Aus deinem gabnlosen Munde fallen häßliche Worte und die Scheltreden und der Klatsch der Stücker und Kaffeegewichte. Wievielst werden fremde Männer, wend von Begierde und Lebenslust, eines Wendes ich zu dir legen, um angewidert von dem süßlichen Geruch nach Armat und Denna, der aus den Falten deines Reides steigt, dich auszulippen wie einen Dattelfeigen. Sie werden dich am Wege liegen lassen, ein verendendes Tragtier, das den Schlägen der Fesseln nicht mehr folgen will, und das sie zu den schlafenden Leichen der Betriedenen werfen vor die Werten der Stadt.

Bunte Zeitung.

Clemenceau und Eugenie. Ein Mitarbeiter der „Times“ berichtet über eine interessante Unterhaltung, die er unmittelbar nach dem Abschluß des Waffenstillstandes mit der jüngstverstorbenen Kaiserin Eugenie hatte. „O, dieser Clemenceau!“ rief sie plötzlich aus, „ich würde ihn lieben, auch wenn es mein tödlichster Feind wäre, ja, ich würde ihn selbst für all das Gute, was er für Frankreich getan hat, küssen!“ — „Das ist das Clemenceau bestellen?“ erwiderte der Journalist. „Nein. Ich bin im Jahre 1870 gestorben. Welches Erachtens aber hat Clemenceau einen Fehler begangen. Er hätte unbedingt dem „Le Deum“ beizuhelfen müssen, das zur Feler des Sieges in Ihre Dame abgeholfen wurde. Er hätte damit eine schöne Weite der Mäßigung und Eingiebt betätigt. Er hätte Konflikt werden können, aber noch ist es Zeit, und Clemenceau kann den Irrtum dadurch wieder wettmachen, daß er sich nach Straßburg

begibt, das Münster besucht.“ Wenige Tage später traf der Mitarbeiter der „Times“ Clemenceau in London und erwiderte im Laufe der Unterhaltung auch den Namen der Kaiserin. „Mein Gott!“ unterbrach ihn der Figer, „leht denn die Alte immer noch?“ Als er hörte, daß die Kaiserin den Wunsch geäußert habe, ihn zu küssen, zeigte er sich nicht eben begeistert, sondern antwortete trocken: „Ich nehme den guten Willen für die Tat.“ Als dann der Journalist erwähnte, daß nach der Meinung der Kaiserin Eugenie Clemenceau einen großen Fehler begangen und die Gelegenheit verpaßt habe, sich zum Konflikt wälzen zu lassen, wehrte der damalige französische Ministerpräsident mit den stolzen Worten ab: „Ein Clemenceau hegt nicht solchen Ehrgeiz.“ Der fromme Rat der früheren Kaiserin, das Straßburger Münster zu besuchen, veranlaßte Clemenceau zu dem grimmen Ausruf: „Da dürste die Alte eine neue Enttäuschung erfahren. Sie hat wirklich wohl daran getan, schon im Jahre 1870 das Zeilliche zu segnen.“

Entdeckung eines Wltinger-Schiffes. Im Süden der Bucht des dänischen Alesund wurde füglich ein Wltinger-Schiff entdeckt, das nach dem Untergang der Sadpferdbrüder keinen geringeren Wert hat, als das berühmte „Eisberg-Schiff“. Es handelt sich bei diesem letzten um die Welle eines Wltinger-Schiffes, die vor Jahren, in Eis gebettet, von Islandfischern an der Küste von Gronland gefunden worden waren. Ein noch volleres Muster eines Wltinger-Schiffes wurde im Jahre 1880 in einem Geheiß bei Esfjord in der Nähe von Christiania aufgefunden. Die beiden genannten Schiffe dürften im neunten Jahrhundert gebaut worden sein. Sie gehören zur Zahl und Klasse jener Schiffe, mit denen die Wltinger ein halbes Jahrtausend, bevor Columbus Amerika entdeckte, den Atlantischen Ozean überquert hatten.

Der erste Vegetarier. Der erste, der wirklich aus gesundheitlichen Gründen zur Pflanzkost überging, war ein Engländer namens Joger Crab, der 1880 in Geseham in hohem Alter starb. Er war ein reicher Weber, der großen Wert auf Essen und Trinken legte, aber eines schönen Tages fand, daß er an einer bösartigen Verdauungsstörung litt. Statt sein Geschäft fortzusetzen und in der Stadt zu bleiben, verkaufte er alles, was er hatte und kaufte sich ein kleines Häuschen weit draußen im Walde. Hier lebte er von Pflanzkost, trant Wasser und — starb erst, als er über neunzig Jahre alt war.

Literatur.

Von der Demokratie zur Diktatur. Ueber die Ursachen des Emporkommens des russischen Volkswismus. Von Michael Smilg-Benarto. Drei Masken Verlag G. m. b. H., München.

In seiner Studie über die Ursachen des Emporkommens des russischen Volkswismus läßt der Verfasser zunächst die politischen Vorgänge der russischen Novemberrevolution von 1917, von den Schlaglichtern seiner persönlichen Erfahrungen beleuchtet, in kurzer Uebersicht vorüberziehen, um daraus die Frage abzuleiten: konnten die Ereignisse nicht einen anderen, weniger fürstürzenden Gang gehen, mußte die Revolution solch ausgeartete Form annehmen? Und er gibt die Antwort: Wohl wäre dies möglich gewesen, wenn die bürgerlich-radikale sowie die sozialistisch-revolutionäre Demokratie den tieferen Sinn und wahren Charakter der Revolution verstanden hätten: den Willen des Volkes, Frieden zu schließen und dem Werden ein Ende zu machen, und wenn nicht von Anfang an eine Spaltung zwischen den Führern und den Volksmassen eingetreten wäre. Dadurch allein wurde der Anarchie der Weg gebahnt. Es sind bittere Vorwürfe, die Smilg-Benarto der Demokratie macht, welche nach seiner Ansicht einen großen Teil Schuld an Russlands Zusammenbruch trägt, und zwar durch ihren Mangel an Beachtungswortgefühl und realpolitischen Verständnis, Ursachen, denen er das Emporkommen des Volkswismus in der Hauptsache zuschreibt. Bittere Vorwürfe sind es und — eine ernste Mahnung, die, wenn sie sich auch in erster Linie an Russland wendet, doch auch außerhalb des früheren Zarenreiches nicht ungehört verhallen sollte. Die knappe Schrift ist in lebendiger, auch dem Nichtpolitiker leicht eingänglicher Form gehalten und bringt neben dem Hauptthema noch mancherlei Anregungen. Besonders angenehm berührt es, daß der Verfasser jedem einzelnen Parteilichpunkt fernbleibt.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 68
Fernruf 4520.

Und über dem ganzen Wesen des Polizeirates der Ausdruck neu auflodernder Energie —
„Ja, natürlich! — Verhören? Nein, ich will ihn selbst verhören. Nehmen Sie den nächsten Wagen und bringen Sie den Mann hierher! Auch der Goldarbeiter soll doch mitkommen! Aber, bitte, so schnell wie möglich! — Ja — ganz recht! — Schlus!

„Wieder das surrende Sämmern der kleinen schrillen Klingel.

„Der Polizeirat hängt die Höröhre wieder ein und wendet sich dann zu mir. Seine Augen glänzen; er atmet tief auf.

„Wir haben ihn —!

„Men? — wenn ich fragen darf?

„Men? Den Kerl aus der Stephanskirche!

„So —! Ein leises Gefühl der Enttäuschung stieg in mir auf. Ich gratuliere Ihnen, sagte ich dann noch, aber ich fühle zugleich, daß mein Herz nicht bei diesen Worten war. Beinahe schmerzlich war es mir, daß der Mann, der jenen so virtuos angelegten Raub ausgeführt hatte, nun — wohl durch irgend eine Dummheit, durch eine im Vergleich zur Kühnheit seiner Tat unwürdige Unvorsichtigkeit — so rasch der Polizei in die Hände gefallen war.

„Der Polizeirat nickte mehrmals hintereinander rasch und freundlich. — Gott sei Dank! meinte er dann, die Sache hat mir auch schon wie ein Stein auf dem Herzen gelegen! Und er ging zu seinem Tisch, suchte ein paar Blätter und Protokolle aus den Schühen von Strepitoren und legte sie vor sich hin.
„Sie lassen sich den Mann hierher kommen, Herr Rat? fragte ich, und ich knüpfte damit an die Worte des telefonischen Gesprächs, das ich vernommen hatte.

„Ja, freilich. Ich will ihn selbst vernehmen. In einer Viertelstunde haben wir ihn da. Auch den Goldarbeiter, bei dem er die ausgebrochenen Steine hat verkaufen wollen und der seine Verhaftung veranlaßt hat. Na, Plan, bin ich froh, daß wir den Burschen haben —!

„Ich nickte. Das versteht ich wohl, Herr Rat — Aber zu Weite war mit dabei wie einem leidenschaftlichen Hochwildjäger, der hört, daß ein anderer den Zwölfender geschossen hat, auf den er selber gern gefährt hätte. Stört es Sie, wenn ich bleibe, bis der Mann gebracht wird? fragte ich dann. Eine unklare Neugier trieb mich an, sehr nicht zu gehen.

„Stören? Keine Spur! Im Gegenteil — Sie sollen bleiben. Sie wissen, was ich auf Ihr Urteil gebe — und für Sie ist es doch auch interessant. Nur mich müssen Sie zunächst für ein paar Minuten entschuldigen, ich lese mir die auf den Fall bezüglichen Rapporte und Protokolle noch einmal durch. — Vielleicht benötigen Sie die Zeit, um sich die anderen Akten anzusehen — dort gibt es noch genug zu klären, dort finden Ihre Entdeckerlust und Ihre Kombinationsgabe noch Arbeit in Hülle und Fülle! —

„Nach einer Viertelstunde etwa, während der Polizeirat in das Studium seiner Protokolle vertieft dasah, ich aber in den seßhaften Akten über die Fälle des Zwillingengiebers Hermann Ewooboda, der Kontoristin Eise Linger, des Bankbeamten Karl Eßinger und der anderen Ungelärten blätterte, meldete ein Polizeibeamter die Erwartung. Und gleich darauf trat er ein, voran der mit bekannter Polizeikommissär des vierten Bezirks, ein schneidiger, noch junger Mann, mit dem Merkmalen des früheren Offiziers, dann ein befähigter Herr von etwa fünfzig Jahren, den Ausdruck selbstzufriedener Genugtuung in den oftmaßig schaukelnden Gesicht — der Goldarbeiter — und endlich zwischen zwei Sicherheitswächtern, mehr geschoben und gezogen als selbst gehend, ein lang aufgeschlossener, gut gekleideter, engrätiger Mensch von vielleicht fünfundsiebenzig Jahren, in dessen Zügen es wie ein farras Entsetzen lag.

„Wenige Worte der Begrüßung wurden gewechselt; dann trat der Polizeirat auf den Taster des Telegraphen auf seinem Schreibtisch, ein Beamter erschien, und kaum eine Minute später begann die Aufnahme des Protokolls.

„Erst berichtete der Polizeikommissär. Was er ausfragte, war etwa Folgendes: Am zehn Uhr vormittags wäre ein junger Mensch, der sich als Gehilfe des Goldarbeiters und Juwellers Franz Schumberger auswies — Herr Schumberger machte in dieser Stelle mehrere Jahre selbstständig gearbeitet —

in großer Eile auf das Kommissariat gekommen und hätte angegeben, daß sich in dem Verkaufsladen seines Chefs in der Seebadenerstraße ein Herr befände, der einzelne Edelsteine und Perlen zum Verkauf angeboten hätte. Seinen Chef sei der Mann verächtlich vorgekommen, er hätte die Meinung, daß die Steine vielleicht von dem Raub in der Stephanskirche stammten — wieder nicht Herr Schumberger mehrmals kurz und zustimmend — und hätte es für seine Pflicht, die Polizei zu verständigen. — Er, der Kommissär, hätte sich darauf sogleich in Begleitung von zwei Sicherheitswächtern mit dem Gehilfen des Herrn Schumberger in dessen Laden begeben und dort den Verdächtigen festgenommen. Die bei ihm gefundenen Edelsteine und Perlen stammten nach dem Verzeichnis der geraubten Stücke in der Tat aus dem Schmuck der Maria von Pösch in der Stephanskirche.

„Als der Kommissär seinen kurzen, mit scharfer Klarheit gegebener Bericht beendet hatte, wurde Herr Schumberger als Zeuge vernommen. Mit großem Selbstbewußtsein und erfüllt von der Wichtigkeit seiner Person gab der alte Wiener Bürger seine Personalien an. Dann erzählte er auf Anforderung des Polizeirates den Hergang. Er sprach unständlich unter Aufwand vieler Worte und abstrakten Geschnaufes.

„Alsdann, Herr kaiserlicher Rat — wir Goldarbeiter und Juweliers haben doch alle das Zirkular von der Polizei kriegt, auf dem die gestohlenen Wertgegenstände verzeichnet sein. Und ich — grad als wie wenn ich an Ahnung hätte! — sag' noch gestern zu meiner Frau beim Nachtstuhl, weil wir von dem Raub g'rebt haben: 'A so a Haberlump!' sag' ich, wenn der zu mir kämmt, der Richtigdrödel, der mich nicht die Polizei her! Und jetzt, alsdann — heut vormittag, so kurz noch zehne, da kommt der Mensch — da! — er wies mit einer verächtlichen Bewegung des Kopfes nach dem Verhafteten — in mein Laden ein. 'Z bent' mir giet!' Na, der wird a feine Brillantboutons kaufen — weil er schon so groß' Scheu g'haut hat. Aber ich frag' n doch giet: Bitte, womit kann ich dienen? Da schaut er mit erst an, wie wenn er mit der Sprach' net recht heraus wollt', g'langt dann in die Taschen und sagt: 'Ich wollte nur fragen, kaufen Sie auch Schmucksteine? — Ich schau' n an und sag': 'Ja — 's kommt halt drauf an, was is, und bent' mir noch: 'Was! Der braucht halt a Geld und möcht' an Ring verkaufen oder a Kravattenadel. — Aber da jagt der — wieder ganz bald, grad, als ob er net wüß!', ob er mir tra'n soll — a klein's Schädlel aus der Taschen und macht's auf und reicht mir's hin. Na, jetzt, ich bit!' — auf Edelsteiner versteh' ich ni — das hab' i g'lei vermerkt am Schluß, daß das alte Präziofen sind — Und breit und umständlich stellte der Herr Schumberger weiter dar, wie umständlich stellte der Herr Schumberger weiter dar, wie in ihm auf einmal die Ueberzeugung erwacht sei, daß diese Steine von dem Raube in der Stephanskirche stammen müßten, daß sie ein Teil der Beute aus dem Kirchenraube wären! Stolz über seine Klugheit schilberte er dann, wie er unter dem Vorwande, eine Lupe zur Untersuchung der Juwelien zu holen, rasch in die Werkstatt gegangen sei und den Gehilfen auf die Polizei geschickt hätte.

Ganz ahemlos von seiner Rede und geblüht von Stolz über den gelungenen Fang, hielt er endlich ein.

„Und jetzt erst wendete sich der Polizeirat dem festgenommenen jungen Menschen zu, der bisher völlig vernichtet mit verständnislosem Blick und zugleich einer gespannten Starrheit über seinem ganzen Wesen die Auslage des Goldarbeiters mitangehörte hatte.

„Haben Sie gegen die Angaben des Herrn Schumberger, die jedoch hier zu Protokoll genommen wurden, etwas Wesentliches einzumenden?

„Der lang aufgeschlossene junge Mensch antwortete nicht. Er sah noch immer mit suchenden, unerschenden Augen von dem Polizeirat zu dem Goldarbeiter und wieder auf jenen. In seiner Kehle würgte es, als ob er sprechen wollte, und ein paar mal öffnete er auch die Lippen. Eine zitternde Bewegung tief ihm dabei um den Mund — wie ein Kämpfen des Willens zu sprechen war es, gegen die innere Erregung, die ihn lähmte. Und dann mit meinem Male schlug er die beiden Hände vor sein Gesicht und begann laut und erschütternd zu schlingen.

(Fortsetzung folgt.)

Erwachen.

Stiße von Karl Lehmann.

Doktor Karl Heinz Ehlers legte bedrückt den Federhalter aus der Hand. Er atmete tief und befreit auf. Das war, was er eben vollendet, sollte ein großer Wurf werden. Das Werk sollte die lazen Menschen der Gegenwart aufzurichten, peitschen, hegen. . . . Man sollte erkennen, vor welchem Abgrunde man stand. Man sollte umkehren, besser werden, zum Deutlichkeit sich zurückfinden. . . .

Der trotz seiner Jugend milde und gebeugte Mann am Schreibtisch erhob sich und redete die Arme. Er liebte sein Vaterland. Wie nur einer. Und er bewies durch dies da, sein Wert: „Erwachen“, daß es ihm ernst war.

Karl Heinz Ehlers war ein bekannter Erzähler der Neuzeit. Man schlug sein Werk nicht ab. Es ward gedruckt und erschien alsbald.

Es erschien in großer Auflage. Und mit größtem Trara, ohne das es einmal nicht zu gehen schien. „Erwachen“ wurde viel gekauft. Die erste Auflage ward bald vergriffen. Es erfolgte ein Neubruck, der mit noch größerem Trara aus den Buchmarkt gemorfen wurde und seinen weiteren Siegeszug unter die Menge antreten sollte.

Der Dichter und seine Freunde frohlockten. Dies Werk half mehr als alle Not, als die Zeitungsartikel, denen man nicht glaubte und als die Reden in Nationalversammlung und Volkstammer. Es sprach hier ein Dichter zu seinem Volk. Er redete eine andere, einbringlichere Sprache. Er brachte Gleichnisse und Schicksale, Erleben. Doch hinter all dem stand wichtig und nicht zu verkennen die deutsche Not und Deutschlands Geschick, der Weg, den es gegangen und der Weg, der aufwärts führte. . . .

Man mußte es erkennen. Die Binde mußte fallen. Jetzt oder nie.

Karl Heinz Ehlers war ein rechter Dichter. Er ging unter das Volk. Er beobachtete dort und lauschte. Darum war er das geworden, was er war.

Er ging auch jetzt wieder. Er wollte wissen, was für einen Eindruck sein „Erwachen“ gemacht hatte. Ob es gewirkt, ob man frohenden Miens war, niedergedrungen, bedrückt oder doch leise hoffend. . . .

Man sprach aber nicht. Wo er fragte, kannte man es kaum dem Namen nach, oder wenn man es kannte, wußte man nichts als die Benennung des Werkes.

Der Dichter war anfangs ein wenig enttäuscht. Er hoffte indessen bald wieder. Jene Kreise, die er aufgesucht, hatte das Buch noch nicht erreicht. Das sollte die billige Volksausgabe, die in nächster Zeit herauskam, übernehmen. . . .

Währenddessen forschte er bei der nächst höheren Bildungsschicht des Volkes nach dem Eindruck seines Buches. Hier kannte man es. Es war viel gelesen. Und es wurde auch viel gerühmt. So verhielt man ihm wenigstens.

Der Dichter gab sich damit aber nicht zufrieden. Er wollte selbst hören. Ganz zufällig und unerwartet. Das gelang ihm alsbald. Im Zuge sprach eines Tages eine Dame über das Buch:

„Wenn ich ganz ehrlich sein soll — die Schmidt-Schulze ist mir eigentlich lieber. . .!“

Das war der Name der durch ihre schänen, das Volk erzählenden Romane, die indessen viel gedruckt waren, bekannten Schriftstellerin.

„Die?“ fiel ein Herr geringsichtig ein. „Nun machen Sie's aber. . .!“

„Na — da sind Sie aber der Erste, der so spricht. . . . Diese schönen Bücher die man immer wieder lesen kann. . . . Alles so auf einem Schloß. . . . Und eine arme Waise. Das ist doch alles ganz anders als dies „Erwachen“. . . . Das ist so ernst. . . . So. . . . So. . . . feierlich. . . . Sie legen sich ja auch. . . . Aber man weiß immer nicht, ob es doch noch wird. . . .“

Der Herr fiel wieder ein:

„Das ist ja nicht die Hauptfrage bei diesem Roman! Aber den Schl. lesen Sie nur mal! Und die Aufhebung! Das ist ein Fortschrittsbuch! Wenn Sie dabei in die Tiefe gehen, finden Sie die Idee Spartakus. . . . Jawohl. . .“

Einige lachten. Auch der Dichter. Der neben dem Klagen sah. Der fuhr ihn plötzlich an:

„Na — und was Sie von dem Buch verstehen werden! Am Ende haben Sie's nicht einmal gelesen.“

„Nein, nein!“ lachte der Dichter.

Ein anderer Herr warf ein: „Merken Sie denn nichts? Diese Reflekte! Und es ist doch absolut nicht das Geringste dahinter. . . .“

Ein alter Herr legte sich ins Mittel:

„Aber ich bitte, es ist doch ein Kampfbuch, „Erwachen!“ Wir sollen erwachen! Unser Volk! Vor allem die Jugend. . . .“

Man schitt ihm das Wort ab. Ein junger Mensch holte ein Heft hervor. Es war von jener viel gelesenen Klein-Schreiberei. Mit nichtsagendem Titel: „Wenn die Liebe weint. . .“

Die Dame von vorn lobte:

„Na, sehen Sie — der Herr liest auch die Schmidt-Schulze. . . .“

„Erwachen“ war abgetan und gerichtet. . . . Man sprach nicht mehr davon.

Gefestigt Hauptes verließ auf der nächsten Haltestelle der Dichter das Weite. . . .

Er klagte nicht, er war nicht zornig, nicht beleidigt. . . . nur betrübt. . . .

Um den weiteren Weg des „Erwachen“ kümmerte er sich nicht mehr. . . .

Er wartete. . . .

Auf das, was er beabsichtigt und ihm nicht zu vollbringen gelang. . . .

Der Knoten im Taschentuch.

Wenn man eine Sache nicht vergessen will, macht man sich einen Knoten ins Taschentuch. Die wenigsten jedoch wissen, daß dieser Knoten seinen tiefsten kulturhistorischen Ursprung hat. Der Knoten ist der Vorläufer der Schrift gewesen; bei fast allen Naturvölkern dient er als Zählungs- und Abrechnungsmittel. Die Inkas in Peru haben sogar eine höchst sinnreiche Knotenschrift, die „Quipu“, entworfen. Von der Farbe, der Beschaffenheit und Anzahl der Knoten, der Reihenfolge der Fäden, ihren Verhänglungen und ihrer Entfernung von der Hauptfaser hängt der Sinn ab. In einem Großgebäude hat man noch eine solche Schnur gefunden; sie wiegt fast acht Pfund. Einem Spanier gefiel die Schrift so gut, daß er nicht die große Mühe scheute, die Geschichte von Peru mit der „Quipu“ zu schreiben. Einmal Neblisches ist der mit Venusmuscheln und Zopfenlen bezetzte Wampumgürtel der nordamerikanischen Indianer, der als Dokument über Wäandnis- und Friedensschlüsse dient, und das Tabu der Südseeinsulaner. Um Begräbnisplätze und Kultstätten vor unbefugtem Betreten zu schützen, umlegte man sie mit einem Faden, in den man unter des himmlischen Zeremonien Knoten und Fettsäure eintröpfelte. Das mit war die „Kette tabu“, d. h. unversehrlich geworden. Es ist eben etwas geheimnisvolles um den Knoten, dem nur der Klüßige laßen kann, kein Wunder, daß man in ihm bald einen Fadenknoten erblickte. Knäueln von Knoten und Verhänglungen der Finger sollten eine Empfangnis und Verbindung verzeichnen. Der Sage nach wußte die efferliche Jungo die Geburt des Hercules, der keine Götting dem hundertjährigen Verhältnis zwischen Zeus und Alkmene verbanke, um sieben Tage zu verzögern. Die Medizinmänner der Lippen und Fingern glaubten durch einen Fadenknoten oder durch „Ketteknäueln“ den Wind hervorzuqubeln oder den Sturm beruhigen zu können. Zu besonderer Bedeutung ist der gordische Knoten gelangt, den der phrygische König Gordios so kunstvoll aus dem Wast des Aeneisbaums knüpfte, daß als Preis für die Lösung eine Welt herrschaft winkte! Alexander der Große, der Mann der Tat, hat ihn auf seinem Persejuge mit dem Schwert zerhauen.

Naturngemäß hat sich mit dem Knoten noch lange die Vorstellung von etwas Geheimnisvollem, schwer Lösbarem verbunden. Im Mittelalter war es Brauch, daß die Jungen außer ihrer Unterschrift noch einen Knoten in einen Riemen, der der Urkunde angeheftet war, knäueln mußten. Daher kommt für die Jungen der Name nodatores (Knotenknäueler) sagt man doch noch jetzt einen Vertrag festmachen. Auch Rätselfragen nannte man Knoten. Bei Luther heißt es: „Den Knoten beiß' mir auf!“ Und Goethe sagte: